

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 21.

Freitag, 25. Januar

1929.

(7. Fortsetzung.)

Fräulein Deutschland.

Roman von Rosa Porten.

(Nachdruck verboten.)

Schon in den ersten Vormittagsstunden herrschte eine fieberhafte Tätigkeit in allen Räumen der Wohnung. In der Küche waren Minna, das Stubenmädchen, und die alte Droske, die Kochfrau, mit den Vorbereitungen zum Festmahl beschäftigt. In der Wohnstube und im Speisezimmer wartete Edith, die mit vielem Geschmack aus geborgtem Glas, Silber und Porzellan einen wirklich reizenden Tisch gedeckt hatte. Nur Frau Vossen hatte schmolend jede Teilnahme an den Arbeiten abgelehnt und sich in ihr Zimmer zurückgezogen, weil die beiden Töchter den traditionellen Kalbsbraten ihrer Jugend, den sie empfohlen hatte, lachend als gänzlich stilwidrig zurückgewiesen. Trotzdem willigte die gute Seele fast schmeichelt dazwischen, als Edith jetzt ihr Schlafzimmer als Garderobe für die Damen zurechtmachen wollte.

Als Thea gegen einhalb sechs Uhr etwas abgespannt aus dem Atelier nach Hause kam, fand sie zu ihrer Freude alles aufs beste vorbereitet. Edith, die in ihrem hellblauen Kleidchen entzückend ausah, war fix und fertig und ging sofort daran, der Schwester bei der Toilette zu helfen. Mutter Vossen, die schüchtern ins Zimmer trat, um eine Weisung über den soeben eingetroffenen Wein zu holen, blieb, in staunende Andacht versunken, vor ihren Töchtern stehen. Wo hatten die beiden Mädels nur diesen Geschmack her? Das war wohl das Erbe ihres seligen Gottfried, der sich auch immer aus seiner bescheidenen Umgebung, in die ihn die Sorge um die Familie gehannt, herausgeholt hatte. Wenn nur alles gut ging und die beiden brav blieben, dann wollte sie ja Gott danken und zufrieden sein.

„Na, Mutchen, was starrst du mich denn so an?“ jagte Edith ausgelassen, da die beklemmende Stille anfing, peinlich zu werden. „Gefall' ich dir nicht...?“ „Reizend siehst du aus, kleine Edith! Viel zu schön für diese schlechte Welt!“

Thea blinnte verwundert der Mutter in die Augen. Wahrhaftig schimmerten wieder Tränen darin. Sie sprang auf und umarmte sie zärtlich.

„Was hat denn unser Ältschen? Haben dir die dummen Nachbarn wieder in den Ohren gelegen und dir vorgejammert über die Verkommenheit der Künstler im allgemeinen und der Schauspielerinnen im besonderen? Geh, sei doch vernünftig, Mutter! Bin ich anders oder schlechter geworden, seitdem ich mir nicht mehr für hundert Mark im Monat die Finger krumm schreibe...?“

„Nein, nein! Du bist gut, Thea! Und der liebe Gott wird mir auch meine kleine Edith bewahren!“

Sie drängte tapfer die aufsteigenden Tränen zurück und fuhr sich mit dem Taschentuch übers Gesicht.

„Doch, was ich sagen wollte... Es sind ja eine Unmenge Weinflaschen gekommen. Wo soll ich die hinführen lassen?“

„Den Burgunder soll Minna auf den Tisch stellen, der muß Zimmertemperatur haben. Und die übrigen kommen ins Eis auf den Balkon.“

Frau Vossen staunte. Ihr Vebtag hatte sie den Unterschied in der Behandlung der verschiedenen Weine nicht gekannt. Freilich, es war auch lange her, daß sie einen getrunken. Das letzte Mal war es wohl auf

ihrer Hochzeit gewesen... Die Erinnerungen stürmten auf sie ein, und sie verließ eilig das Zimmer, um die Kinder nicht merken zu lassen, daß sie schon wieder weinte.

„Versteht du unsere Mutter?“ fragte Edith.

„Ich verstehe sie wohl“, erwiderte Thea versonnen, „aber ich kann ihre Befürchtungen, mit denen sie sich und uns quält, nicht recht begreifen! Aber... ich glaube wahrhaftig, da kommen schon Gäste.“

Thea lachte. Es war Tante Amalie, der die Neugier keine Ruhe gelassen und sie schon eine halbe Stunde vor der angelegten Zeit hergetrieben hatte. Die konnte man getrost der Mutter allein überlassen.

Als die Mädchen nach einer Weile zu ihrer Mutter hinübergingen, mußten sie über das verlegene Schweigen der beiden Älten lachen, die bei ihrem Eintritt jäh verstummt waren.

„Na, hast du uns wieder einmal vorgehabt, Tanten?“ fragte Edith ausgelassen.

„Aber ich bitte dich, Kind, was soll das heißen?“ fragte die Geheime Rechnungsrätin, das Gesicht in süßliche Falten gelegt.

„Wie gefällt dir denn unsere neue Wohnung?“ lenkte Thea, die eine Verstimmung befürchtete, ab.

„Ich muß sagen, die Zimmer deiner lieben Mutter gefallen mir ganz ausnehmend gut. Alles atmet darin solide Bürgerlichkeit, in der man sich als heimisch fühlt. Die anderen Zimmer — allerdings, ich muß zugeben, daß mir darüber wohl das rechte Urteil fehlt.“

„Na, da kann nun nichts helfen, liebes Tanten. Wenn dir unsere Zimmer auch ein Greuel sind, mußt du schon so gut sein und mit nach vorn kommen! Es hat geklingelt, es werden sicher Gäste sein.“

Kaum hatte sich Tante Amalie mit einem mißbilligenden Blick auf die zierlichen Möbel im Salon niedergelassen, als auch schon die Bosetti hereinkam. „Tag, Kinderchen!“ sagte sie, noch atemlos vom hastigen Treppens steigen. „Ich bin wohl die erste?“

Sie gab Thea und Edith einen schmeichelnden Kuß und schüttelte dann Mutter Vossen, die sie zum ersten Mal sah, die Hand.

„Sie können stolz auf Ihre Töchter sein, liebe Frau Vossen, sie sind beide begnadete Künstlerinnen.“

Dann wurde sie der Tante Amalie vorgestellt, die verlegen grüßte und einen Schwall lobender Worte über Thea und Edith mitanhören mußte.

„Sie sind wohl auch vom Theater?“ fragte die Frau Rechnungsrätin, die sich innerlich über „diese Person“ ärgerte, als sie endlich zu Worte kommen konnte.

Die Bosetti lachte ärgerlich.

„Thea, das ist köstlich! Ihre Frau Tante hat einen vorzüglichen Wit gemacht. Sie fragt, ob Melitta Bosetti auch vom Theater ist!“

Der Eintritt neuer Gäste überhob Thea einer Antwort. Der, einen Riesen-Kleiderstrauch in der Hand, und der Photograph Bender, die draußen zusammengetroffen waren, traten ein. Der Ungar, bis an die Haarwurzeln errötend, begrüßte die Hausfrau und die Gäste und vertiefte sich dann in ein Gespräch mit Edith, die er einmal kennen gelernt, als sie ihre Schwester aus dem Atelier abgeholt. Er blickte mehrere Male verstohlen nach Thea. — das kluge Urteil der

Kleinen aber, die natürlich wieder Theaterfragen aufs Tapet brachte, nahm ihn bald gefangen. So sehr er sich auch anfangs dagegen sträubte, die jüngerer Schwester war zweifellos die begabtere. Es kam ihm fast wie ein Verrat an seinen Idealen vor, als er dies konstatierte.

Inzwischen hatten sich die Räume gefüllt. Baumann, der feurige, jugendliche Liebhaber, Theas hauptsächlichster Partner, hatte gleichfalls Blumen gebracht und war sofort nach seinem Eintritt von der Bosetti mit Beschlag belegt worden, die ihn nicht locker ließ, so sehr er sich auch bemühte, da er Deri wenigstens bei Edith auszustehen hoffte. Frau Lossen hatte sich Frau Helmer angeschlossen, die in den Filmen der Reckmann G. m. b. H. die Mütter spielte und auch im Leben nur Mutter war. Ihr ein und alles war nämlich ein sechszwanzigjähriger Sohn, der in einer Bank arbeitete und von dessen hoher Begabung und zärtlicher Kindesliebe sie Wunderdinge zu erzählen wußte. Dann waren noch zwei Kolleginnen und ein schüchterner Kollege gekommen, die erst allmählich den richtigen Ton fanden und als letzte waren Kramer und Rechtsanwalt Welten eingetreten, der sich sofort von Miriam, dem niedergehenden Stern, ab und der strahlend aufgehenden Sonne zugewandt hatte.

Kramer verblüffte alle Anwesenden durch ein geradezu fürstliches Rosenbuket, das er Thea überreichte, und durch die Vertraulichkeit, mit der er sie behandelte.

Bei Tisch war man, wie Tante Amalie mit innerer Empörung konstatierte, vierzehn, während zur Hochzeit der Frau Lossen nur zehn Gäste geladen waren. Sie blieb auch lange Zeit die einzige, die nicht in die allgemeine Lustigkeit, die kurz nach der Suppe begann, einstimmt. Schließlich tat aber der Wein, den ihr der Photograph Bender nach einer heimlichen Anweisung Ediths unermüdlich eingoß, auch bei ihr seine Wirkung.

Der Gäste hatte sich nach und nach eine fröhliche Ausgelassenheit bemächtigt. Kramer, der Theas Tischherr war, feierte in einer nicht ungeschickten Rede die beiden jungen Damen, vor allem natürlich Thea. Mutter Lossen vergoß wieder Tränen und stand auf, um mit ihrer Ältesten anzustoßen. Deri, der völlig von Edith erfüllt war, verpaßte die Gelegenheit zu seinem Toast und mußte mitanhören, wie Rechtsanwalt Welten auf die große Künstlerin Thea Lossen, „unsere Filmmönigin“, toastete. Während alle Gäste wieder und wieder mit Thea anstießen, deren Wangen und deren schlanker Hals von purpurner Glut überschüttet waren, legte er sich eine dritte Rede zurecht, die er beim Eis vom Stapel ließ. Kramer flüsterte Thea eine bissige Bemerkung über das rollende „R“ des Ungarn zu, lenkte aber sofort ein, als er merkte, daß dessen Trinkpruch der „Novize edler dramatischer Kunst, Fräulein Edith Lossen, der Schwester unseres verehrten Fräulein Thea“ galt. Halb mitleidig klangen die Gläser zusammen, nur Arthur Kramer stand, in der Freude, einen nicht ungeschicklichen Nebenbuhler los zu sein, auf, stieß mit Edith an und mit Deri, dem er ein leises: „Also auf gute Schwagerschaft!“ zuraunte.

Nach dem Essen, das den ungeteilten Beifall aller gefunden, gingen die Gäste in das Wohnzimmer, damit das Mädchen und Frau Drost abdecken konnten. Der Kasse wurde gereicht und Zigarren und Zigaretten angezündet. Tante Amalie war so nachsichtig, daß sie sich nicht einmal empörte, als auch die Damen rauchten.

Der Theater-Welten hatte, verstimmt darüber, daß im ganzen Haus für seinen geliebten „Skat“ kein Kartenpiel aufzutreiben war, sich Edith genähert und sie in ein angeregtes Gespräch verwickelt. Deri war von der Bosetti mit Beschlag belegt, die ihm boshafte Bemerkungen ins Ohr flüsterte — nur Kramer kümmerte sich nach wie vor ausschließlich um Thea, so daß Mutter Lossen unruhig auf ihrem Sessel hin- und herlief und sich fest vornahm, ihre Älteste einmal tüchtig ins Gebet zu nehmen. Ihr mißfiel vor allem, daß Thea über den Bruch mit ihrem Verlobten so leicht hinweggegangen war.

Frau Helmer, die verlassen in einem Photographie-

album geblüht hatte, setzte sich jetzt neben Frau Lossen, in der sie eine geeignete Zuhörerin für die Ergüsse ihres überströmenden Mutterherzens witterte. Auf Kramer und Thea weisend, fragte sie dann: „vermittelt, ob man bald zur Verlobung gratulieren könne?“

Frau Lossen benutzte, nachdem sie sich von der ersten Überraschung erholt hatte, die unvermutete Wendung, die das Gespräch genommen, dazu, sich über Kramers Ansichten und Charakter zu erkundigen. In der dem weiblichen Geschlecht nun einmal angeborenen Lust, Ehen zu stiften, trug Frau Helmer bei ihren Lobsprüchen auf den Herrn Regisseur die Farben etwas ungeniert bid auf. Wäre auch nur die Hälfte dessen wahr gewesen, was sie dem „windigen Arthur“ andichtete, er wäre ein Ausbund aller nur wünschenswerten Eigenschaften gewesen. Besonders imponierte Frau Lossen, was sie von den Ansichten in der mächtig aufstrebenden Filmindustrie und der Beliebtheit Kramers bei seinem Chef zu hören bekam. Wenn es so stand, und der Mann so viel verdienen konnte, — dann ließ es sich schon hören: . . . ! Jedenfalls brauchte sie dann Thea nicht zu warnen, — und das war ihr, die den unbeugsamen Starkopf der Tochter kannte, ungemein lieb.

Als die Türen zum Wohnzimmer wieder geöffnet wurden und die lustigen Gäste sich zu kühlem Pilsener um den Tisch sammelten, benutzte Deri geschickt die Gelegenheit, wieder an Ediths Seite zu kommen, von der er bis zum Schluß des Abends nicht mehr wich. Er war völlig im Banne dieses klugen, frischen Wesens, gegen die die ältere Schwester ihm nur wie ein verwässerter Abguss erschien. Je länger und angeregter er sich mit ihr unterhielt, um so klarer wurde es ihm, daß sie alles das in Wirklichkeit besaß, was seine glühende Phantasie in Theas, ihm jetzt plötzlich leer scheinendes Gesicht hineingeheimnist hatte. Er dachte gerade daran, wie günstig es für ihn sei, daß Kramer sich so ausschließlich um die zukünftige Filmdiva kümmere, da verblüffte ihn Edith mit der unerwarteten Frage, was er von Kramer halte. Nur einen Moment zögerte er, dann siegte die Offenheit und Gradheit, die sein ganzes Wesen auszeichnete.

„Ich mag ihn, ehrlich gesagt, nicht sonderlich leiden“, jagte er, über und über errötend, da er fürchtete, Edith könne sein Urteil mißdeuten. „Seine kalte Berechnung, sein Strebertum mißfällt mir. Und doch ist er vielleicht der rechte Mann für Ihr Fräulein Schwester, die jemanden braucht, der sie vorwärts treibt. Ich bin überzeugt, die beiden werden zusammen — sehr viel Geld verdienen.“

Edith lächelte.

„Ich treue mich“, sagte sie nach kurzer Überlegung, „daß Sie genau das ausgesprochen haben, was ich schon lange instinktiv fühlte. Ich wollte eigentlich erst Thea vor Kramer warnen, da ich ihn für einen üblen Spekulanten hielt.“

„Tun Sie es nicht, Fräulein Lossen! Ihr Einspruch würde die beiden nur inniger zusammenbringen, statt sie zu trennen.“

Edith schwieg. Die Sicherheit dieses Mannes wirkte so beruhigend. Der würde seinen Weg auch finden, — aber ohne kleinliche Berechnung und ohne Hintertüren, wie dieser Herr Arthur Kramer, — das fühlte sie. Wie schön müßte es sein, an seiner Seite zu kämpfen, durch gemeinsame Aufgaben verbunden, das gleiche, hohe Ziel vor Augen . . .

Blötzlich, wie von einer Eingebung getrieben, hieß sie ihm die kleine, energische Rechte hin.

„Wollen wir Freunde sein, Herr Deri?“ fragte sie leise aber bestimmt.

Eugen glaubte nicht richtig gehört zu haben und sah sie so verdutzt an, daß sie fast gelacht hätte.

„Ich biete Ihnen meine Freundschaft an“, wiederholte sie, „sagen Sie sie aus?“

Run ergriff er die dargebotene Hand, die er, noch immer wortlos, wieder und wieder drückte.

(Fortsetzung folgt.)

Winterbäume.

Trauervoll am Begrab hingestellt,
Schneestaub auf den Ästen wie ein Armutskleid,
Schaun sie trüben Auges in die Winterwelt,
Hart im Bann der rauhen, dunklen Zeit.

Ihre Zweige greifen schwarz geredt
In das Nebelwehn gleich dürrer Bettlerhänden,
Daß die Sonne, untroß im Gewölkt versteckt,
Möge einen kleinen Goldglanz spenden.

Doch wie auch der Sturm sie harsh umbrüllt,
Ist ihr Warten still und voll gesakter Ruh:
Kraft strömt ihnen, die aus kalter Erde quillt,
Schon des neuen Blühns Verheißung zu.

Und ein Wissen wächst, das Zweigsgewirr
Werde nach dem Frost die Frühlingswärme trinken
Und mit Händen, nicht mehr runzlig-leer und dürr,
Knospengrün dem Licht entgegenwinken.

Heinrich Heis.

Karneval in Venedig.

Skizze von S. Barinfa.

In Venedig ist „Vealione“, Fastnacht, Karneval. Die Stadt mit ihren mauerbrüchigen Palästen, die von so rührender Schönheit sind, die Traumstadt mit ihren melancholischen Kanälen durchströmt ungewohntes, tolles Leben bis in die fernste Lagune, in die elendeste Calle. Als wären sie alle auferstanden, die seit Jahrhunderten auf der Toteninsel eingebettet sind, die unter den marmornen Steinplatten in den herrlichen Kirchen ruhen: die stolzen Dogen und Dogaresen, die kühnen Seefahrer und Helden, die Türken, Griechen, Albanesen, Armenier, Araber und Äthiopier, die vor Zeiten an dieser Küste gelandet sind.

Vom Lido herüber, der Insel, die im Gegensatz zu dem düsteren Venedig so freundlich und voll Blumengärten ist, fährt eine Barke. Sie trägt maskierte Jugend.

Unter den weiblichen Gestalten mit schwarzen Haaren und noch schwärzeren Augen leuchtet eine blonde Erscheinung mit Augen so blau, als wären sie Tupfen vom Frühlingshimmel, mit einem Gesicht, als flössen noch Tropfen alten Germanenblutes durch ihre Adern: Catina, ein Blumenmädchen, das sonst täglich in aller Frühe Blumen vom Lido herüberbringt. Und unter den Jünglingen, lauter Fischer, ist Gian der schönste Burche und der Verwegenste bei der Arbeit auf dem Meer, der lachend Liebeslieder in das Brüllen des Sturmes zu singen pflegt. Er wurde um seiner wilden Schönheit willen der Liebling der Mädchen sowie der Liebling des heiligen Theodor, des Schutzpatrons der Fischer, denn nie sieht Gian sein Boot ans Ufer, ohne daß es darin von silbernen Seefischen und Krabben, Tintenfischen, Meer-spinnen und Muscheln wimmelt.

Er hat den Arm um Catina geschlungen, und sie küssen sich mit der Natürlichkeit der Südländer nach Herzenslust. Die Zwei lieben sich, sehr zum Verdruß der Mutter des Mädchens, denn sie sagt: er ist ohne Grund wie das Wasser, das sein Schiff trägt, und unzuverlässig wie der Wind, der seine Segel schwellt. Das heißt, er hat nichts, und sein Charakter ist schwankend. Aber die Tochter glaubt das eine nicht, und das andere macht ihr nichts. Die Mutter weiß einen Freier, der auf festem Boden steht und ein aedigener Mann ist; Catina hat taube Ohren.

Die Barke gerät in das Gewühl der Gondeln, unter deren Baldachinen die Vornehmen, bequem in die Kissen zurückgelehnt, das Treiben auf der Riva degli Schiavonni betrachten. Sie gleitet geschickt zwischen ihnen dahin und landet an der Piazzetta. Die Insassen springen heraus wie lustige Vögel aus dem Käfig und flattern gleich solchen nach allen Seiten.

Catina und Gian tauchen Hand in Hand unter in die Woge des von einem verzerrten Wahn der Freiheit aufgepeitschten Lebens. Um sie toben die Glücksviele, schwirren die Gaukler, kreischen die Ausrufer der Buden, klirpern die Tamburine, zittern die Mandolinenklänge, gröhlen die Straßenlänger den beliebten Canto del Besuvio, jauchzen die Birrichini, die Gassenbuben. „Zur Piazza!“ bittet Catina. „Dort mußte eine noble Banda und promenieren die besseren Leute, und wir können vertraulich plaudern. Hier möchten uns die Wilden auseinander reißen!“

„Gut! Nach der Piazza!“ antwortet Gian, wirft jedoch einen heißen Blick über die Menschenmenge. Ihm, der das stürmende Meer nicht scheut und das schwere Boot mit leichten Schlägen hindurch lenkt, ihm ist dieser Tumult nicht unangenehm. Er würde mit Wonne durch die flutenden Scharen steuern, doch Catina will nach der Piazza, und sie ist die Gebieterin!

Im Drängen durch die Massen wird ihnen warm. Ein Händler mit Limonade gazosa ist ihnen willkommen. Während Gian durstig trinkt, schiebt sich ein Bajazzo an das Mädchen heran.

„Ehi, ehi!“ schreit er und schwingt die Breitsche. „Das ist die blonde Catina vom Lido, die Himmel und Erde um die Schönheit bestohlen hat. Wer kennt sie nicht, die weiße Blume! Komm, ich will dir eine Krone kaufen, die flimmert wie dein Haar. Ich will dir einen Mantel schenken, so azurn wie dein Auge. Ich will dich zu einem Thron führen, der wartet auf dich, du Königin. Eivola!“

Er umfängt sie, wirbelt sie herum und zieht die Widerstrebende mit sich. Sie sind in einer Sekunde im Gewühl verschwunden.

Gian steht mit zusammengekrampften Lippen und will ihr nach. Da betastet ihn eine Hand. „Narrenfreiheit, schöner Fischer! Mein Bruder ist's, der sie entführt hat. Du wirst sie unversehrt zurückerhalten, höchstens, daß er versucht, wie die Küsse eines solch verblakten Mädchens schmecken. Gib mir deinen Arm und laß uns in dieser lebendigen Brandung schwimmen! Vielleicht bringt sie uns dorthin, wo wir deine vergilbte Blume wieder finden.“

Ein Mädchen nimmt ohne Zaudern seinen Arm.

Gian hat sich gewendet und starrt der Schönen in die Augen. Die sind schwarz wie der Ozean zur Nacht und plänceln wie er, wenn der erste Mondstrahl darüber flirrt. Unter diesen Augen blüht ein blutroter Mund; eine Korallenkette hängt über die äppige Wüste bis hinab zu seinen, lodend geschwungenen Hüften.

„Du bist schön!“ stammelt Gian betroffen.

Sie lächelt gnädig. „Ich heiße Giuditta und bin aus Triest. Als wir zu Schiff gingen, um zu eurem Narrenfest herüber zu fahren, glitt mein Liebster aus und brach ein Bein. Ich gab dem Sammernden einen Kuß und schloß mich an meinen Bruder an, in der Hoffnung, hier einen Galan zu treffen, einen kühnen, feurigen, lustigen, einen so wie dich, schöner Fischer!“

„Du hast kein Herz“, sagte Gian verblüfft.

Giuditta lacht belustigt. „Aber Blut, mein Fischeljäger! Blut! Das weiß Süßeres zu verschlucken als ein Herz. Da, du magst's spüren!“

Sie wirft die Arme und seine Schultern wie ein Fangeschling und drückt ihre Karfunkellippen auf seinen verdunkelten Mund, wie eine Spinne ihr Opfer fassend, bereit, seinen Verstand, seinen Willen weg zu trinken.

Nach fünf Minuten ist Catina wieder zur Stelle. Sie wußte dem übermühten Bajazzo zu entweichen, sucht den Geliebten und findet ihn nicht. Sie streicht herum, bis neben der Kuppel von Santa Maria della Salute die Sonne untergeht und ihre letzte, flammende Herrlichkeit über den Canale della Giudecca schüttet, dessen brennender Spiegel ihren Widerschein über das steinerne Spitzenmuster des Dogenpalastes zaubert, die kalkweißen Bajazzogebäude ergrühen macht, die Maskengewänder in Königskleider umwandelt. Das Geschrei des Umzuges, die Jubelforgie, als Prinz Karneval dem Feuertod überliefert wird, lassen Catinas Ohren nicht. Sie hat nur Augen, sehnsüchtige, die nicht sehen, was sie sehen möchten.

„Verloren für heute!“ denkt sie und fährt betrübt auf dem Dampfer nach der Insel. —

Die erste Maihike flimmert um die Dächer, um das mächtige Biergespann auf San Marco, um die goldene Erdkugel, die das Zollamt am Eingang des Canale grande krönt. Zu einem der schlummernden Gondoliere tritt ein Mann und verlangt, zum Lido befördert zu werden. Ein Mann, etwa wie ein verwilderter Matrose anmutend, mit unordentlichem Bart um die Wangen, mit ausgeglühten Augenhöhlen, mit den Merkzeichen erschöpfter Leidenschaft im Gesicht. Eine Rose dreht er in den braunen Händen. Schwerfällig setzt er sich auf die Bank unter dem sonnengebleichten Leinwand und starrt mit Bliden, in denen immer mehr eine Hoffnung aufleuchtet, nach der Badeinsel.

Als sie die Isola San Giorgio im Rücken haben, nähert sich eine blumenüberspinnene Hochzeitsbarke. Der Fremde richtet den Kopf nach ihr. „Bist du, wer da Hochzeit hält?“ fragt er den Führer.

„O ja! Ein Blumenmädchen, Catina Boni, heiratet einen Kaufmann und wird es gut haben, denn er ist ein braver Mann mit einem schönen Geschäft. Lange wollte sie von ihm nichts wissen und häutete sich an einen armseligen Fischer; er war ein schöner Kerl, doch von unsicherer Art wie sein Gewerbe. Er wurde ihr mit einem fremden Schnelermädchen untreu und kam nicht wieder. Nun ist sie vernünftig geworden und der Zauber von ihr abgefallen.“

Der Mann hat sich erhoben und sieht nach der Barke hin. Das Gesicht der Braut schwebt vorbei, blond und zart, mit einem halben Glückslächeln um den Mund.

Die Hoffnung in seinen Augen verglimmt. „Verloren — für immer!“ sagt er leise und läßt die Rose ins Meer fallen.

Neue Bücher

* „Gottlieb Anton Gruner“ Ein deutscher Schulmann und Volkserzieher. Von Dr. Emil Schmidt. (Verlag des Lehrervereins, Frankfurt a. M.) Gruner, dessen Persönlichkeit und Lebenswerk in der vorliegenden Schrift eine recht umfassende Darstellung findet, ist ein Jünger Pestalozzis, seine pädagogische Wirksamkeit vollzog sich teilweise in der näheren Umgebung, so an der Frankfurter Musterschule und dem von ihm geleiteten Seminar in Idstein. Der Einfluss des großen Vorbildes wird in Gruners erzieherischen Tendenzen deutlich spürbar, zahlreiches noch wenig bekanntes Material, insbesondere von Briefen und persönlichen Aufzeichnungen, vermochte der Verfasser seiner Schrift zugrunde zu legen. Die Deutung der Schulorganisatorischen und volkserzieherischen Bestrebungen Gruners steht im Mittelpunkt, gesehen freilich zugleich in ihrer Auswirkung auf pädagogische Probleme der Gegenwart. Aber das Sachmäßige hinaus interessiert der heimatsgeschichtliche Charakter des Buches. Gruner verbrachte seine letzten Lebensjahre in Wiesbaden und liegt hier (gleich seinem Berufsgenossen De Laspoé) auf dem alten Friedhof an der Platter Straße begraben. Die Gräber beider Pestalozzischüler wurden erst unlängst wieder hergerichtet, nicht zuletzt dank der Anregung des Verfassers der Gruner-Biographie, der mit diesem Werk fleißiger und liebevoller Vertiefung dem hervorragenden Schulmann ein würdiges Denkmal setzt.

* „Die Nassauischen Heimatblätter“, die vollstündlichen Veröffentlichungen des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung, beschließen soeben mit Heft 3 und 4 ihren 29. Jahrgang 1928. Wie die früheren, sind auch diese Hefte im Selbstverlag des Vereins in Wiesbaden erschienen, eifrig bemüht, die Nassauische Heimatkunde zu mehren. So bietet Mittelschullehrer Leonhard Hörpel-Frankfurt a. M., durch beide Hefte laufend, ausführliche „Beiträge zur Geschichte der Westerwälder Landesbewaffnung“, die einmal die Arantengeld-Ordnung des Grafen Johann VI. von Nassau-Dillenburg behandeln, das anderemal den „nassau-oranischen Auszug (Landesausschub)“, eine Veranstaltung des Westerwälder Landrettungswerkes unter dem gleichen Grafen betreffen. Im 3. Heft hat Rektor M. Hiemer-Idstein eine Abhandlung „Für Ehrenrettung des Grafen Balthasar“ beigegeben und außerdem über die Idsteiner Superintendentenliste aus den Akten des Wiesbadener Staatsarchivs des biedereren Humors nicht entbehrende Kunde gesammelt. Aus Heft 4 ist vor allem noch von Prof. Dr. Otto Wiesbaden als sorgfältige Geschichtsforschung zu bewertende Arbeit: Die Burg zu Eltville, eine Schöpfung des Erzbischofs Baldewin von Trier und seines Gegners Heinrich von Birneburg — zu nennen, die als Vortrag bei der Eltviller Jubiläumsfeier des letzten Sommers bereits starken Beifall erntete und nun einem weiteren Kreise dargeboten wird. Über eine Gronauer Hospitalordnung aus dem 16. Jahrhundert schreibt endlich noch Dr. M. Sponheimer-Berlin-Dahlem, die mancherlei Wissenswertes über jene Zeit bietet. Buchanzeigen über Heimatsschriften und andere kleine Beiträge sind außerdem zu erwähnen. Der Annalen-Band 1928 soll ebenfalls in Kürze erscheinen.

* „Lessing“ Ein Gedenkbuch zum 200. Geburtstag. Herausgegeben vom Sächsischen Lehrerverein. Mit dem Bilde Lessings von Anton Graff. Die zum 200. Geburtstag des großen Geistesheben Lessing erschienene Schrift, die vom Sächsischen Lehrerverein herausgegeben wurde, ist eine treffliche Einführung in das Leben und Schaffen dieses großen deutschen Dichters.

= Simrod-Jahrbuch II; herausgegeben von Erich S. Müller-Dresden. (Musikverlag N. Simrod.) Zum zweiten Mal erschien das Jahrbuch des Musikverlages Simrod, das sich wiederum in besonderer Reichhaltigkeit mit Bildbeilagen, facsimilierten Briefen und Notenseiten darstellt. Unter den Aufsätzen sind hervorzuheben: Th. Pfesling „Zum Gedächtnis Klara Simrods“, der letzten Trägerin des Namens Simrod, die im Frühjahr 1928 verstarb; Erich S. Müller schreibt über das Thema „Beethoven und Simrod“ Paul Wies untersucht an Hand des Brahms'schen Briefwechsels, wie die Ratschläge kritischer Freunde sich auf die Veröffentlichung der Werke des Meisters auswirkte; Dr. W. Altmann gibt an Hand des Briefwechsels ein Bild von Anton Dvorák's Verkehre mit dem Hause Simrod. Auch die weiteren Artikel sind von Wert und so sollte das Jahrbuch in keiner Bibliothek der Musiker und Musikfreunde fehlen.

* „Afrika singt.“ Eine Auslese neuer afro-amerikanischer Lieder. Herausgegeben von Anna Ruckbaum. Die Nachdichtungen und Übertragungen stammen von Hermann Kesser, Josef Luitpold, Anna Siemsen und Anna Ruckbaum. (F. G. Speidel'sche Verlagsbuchhandlung, Wien.) Eine zum ersten Mal in deutscher Sprache erscheinende Sammlung moderner afro-amerikanischer Lieder! Sie umfasst vor allem die jüngste Dichtergeneration, die zugleich den Höhepunkt in der künstlerischen Entwicklung des Negervolkes darstellt. In diesen Liedern wird jahrhundertaltem Leid in formvollendeten neuen oder in den uralten Rhythmen des Volksliedes, dem religiösen und sozialen Glauben und starken Liebesempfinden Ausdruck gegeben. Nicht aus dem Modewohlfühlen für Fremdsändisches und Noch-Nicht-Dagewesenes wurde diese Ausgabe unternommen, keine Verhimmelung der Neger beabsichtigt sie. Mit jungen Stimmen singt Afrika: die Sehnsucht nach der zauberhaften Urheimat, die so alt wie unsere Erde ist, die Qual aus tausendjähriger Bedrückung in der Fremde; kindlich-inbrünstigen Glauben an Errettung; tauchende Lebensfreude und tiefste Erniedrigung; aber auch die Erkenntnis eigenen Wertes; die mannhafte Entscheidung für die Tat; die kraftvolle Selbstbehauptung zu höherem Ziel.

* Bidi Baum: „Stud. Chem. Helene Willfür.“ (Verlag Ullstein, Berlin.) Bidi Baum stellt hier den Tag des geistig arbeitenden, jungen Mädchens, der Chemiestudentin, hinein in das Universitätsmilieu des schönen, alten Heidelberg, und verknüpft ihr Schicksal mit dem Problem des unehelichen Kindes. Ernst und verantwortungsbewußt greift Bidi Baum zu dem Thema, ernst und verantwortungsbewußt durchkämpft Helene Willfür ihr drohendes Schicksal und ringt sich durch zum Erfolg ihrer Arbeit, zur Erfüllung ihres kraftvollen, gesunden Frauentums in ihrem Kinde. Wie immer hat auch hier, in der Schilderung der seltsamen und tragischen Verwirrungen junger Menschen, Bidi Baum eine warme, sonnige Atmosphäre um ihr Buch und seine optimistischen, zukunftsrohen Grundgedanken gelegt.

* Heinz Ott: „Irmela Mimosa“, eine Novelle. (Verlag von Martin Bärner, Berlin W. 9.) „Irmela Mimosa“ ist die Geschichte einer zarten, reinen Frau, die an den Widerwärtigkeiten des Lebens, mehr noch an der mimosenhaften Keuschheit ihrer Empfindungen und an dem Zwiespalt in ihrem Innern, zerfällt. Die Wiedergabe in der Form einer Rahmen Erzählung, in deren Mittelpunkt das Befremden des Mannes steht, der die seltsame Seele des Weibes befreien will, jedoch selber ruhelos wird und schließlich scheitert, gibt dem Buche seinen besonderen Reiz.

* Gustav Tschirn: „Religion auch für Religionsverächter“. Eine wissenschaftliche Erörterung des Religionsbegriffs auf rein natürlicher Grundlage. 1928. (Verlag „Freie Religion“, Mainz.) 42 S. Schon aus dem Untertitel der Schrift, in der der bekannte freireligiöse Prediger die Weisheit seines langjährigen Nachdenkens kurz zusammenfaßt, geht hervor, wie sich in Tschirns Kopfe die Religion ohne Offenbarungscharakter im christlichen Sinne ausnimmt. Im Gegensatz zu den materialistischen Streitern unter den Freidenkern tritt Tschirn für die Religion als die Grundkraft alles Menschenlebens nachhaltig mit ganzer Leidenschaft mit anderen Denkern ein. In den Schlusssätzen „Religion war, ist und wird in alle Zukunft bleiben: die höchste, emporreichende Geniekräft des Menschen. Nur in ihrem Zeichen, unter ihrem Namen wird das Wahre, Gute und Schöne seinen Sieg auf Erden verwirklichen, wird das Menschenleben mit dem unendlichen Leben des hohen Universums in immer befriedigenderer, heiliger Harmonie bewußt und unbewußt zusammenhängen“ ist knapp das Wesentliche zusammengefaßt. Hinter der Schrift steht viel eifriges Bemühen nach einer klaren Weltanschauung. Sie beruht auf der sorgfältigen und verarbeiteten Lektüre namhafter Schriftsteller. Die Einstellung ohne eine Gottheit im Hintergrund alles Seins und Lebens wird nicht jeden befriedigen, der eines religiösen Haltes in diesem Sinne bedarf. Immerhin ist es hochinteressant, einen freireligiösen Denker, der den Anspruch auf Religion gegen die Religionsverächter erhebt, in seinen Schlussfolgerungen zu verfolgen, auch wenn nicht alles überzeugend wirkt. Wer aus langjähriger Erfahrung schreibt, hat immer etwas zu sagen.

* „Wie benehme ich mich?“ (Verlag W. Stollfuß, Bonn.) Ein kleines aber sehr nützliches Schriftchen bringt hier der Verlag in seiner Sammlung „Bist du selbst?“ heraus. Die allgemein gültigen Regeln zu einem gesitteten und gefälligen Betragen werden geschildert, ferner ist der Verkehr im öffentlichen Leben, in Gesellschaft, bei Tisch, in der Sprache, im Briefwechsel usw. dargelegt.